

Claudia Schmölders

Die Wiederkehr der Höflichkeit

Die anschwellende Höflichkeitslernbewegung, die vor rund fünfhundert Jahren in der Renaissance begann, hat den Aufstieg neuer sozialer Schichten begleitet. Das Buch des Freiherrn von Knigge wurde ganz gegen seine Ambition zum Inbegriff der bürgerlichen Tendenz nach oben, zur Schicht der Herrschenden, womöglich zum Adel.

Nun ist der Adel heute nicht mehr die wirklich gesellschaftsbestimmende Instanz, auch wenn es in Deutschland seit der Wiedervereinigung mit den hingebungsvollen Pflegediensten an alten Schlössern, den Preußenbällen und den wachsenden Familienverbänden so aussehen könnte. Es gibt, nach Auskunft des letzten Luhmann-Schülers und Assistenten André Kieserling, nicht einmal mehr jene sogenannte „gute Gesellschaft“, auf die man sich noch nach 1945 bezog. Adelige Figuren des öffentlichen Lebens aus dieser Zeit wie Marie Luise von Kaschnitz oder die Gräfin Dönhoff sind als Berufsfiguren vorbildhaft, nicht ihrer Herkunft wegen.

Also nicht um in adelige Kreise, sondern um in der ökonomischen Leistungsgesellschaft nach oben zu kommen, werden Höflichkeits-Kurse und -Bücher und -websites heutzutage in Anspruch genommen. Was wird aber nun gelehrt? Zu wissen, 1. was man, 2. warum, 3. wie, 4. wann und 5. wo, und 6. vor wem oder für wen zu tun oder zu lassen hat, das ist in Kürze der Inhalt solcher Wissensvermittlung. Sie stellt uns, etwas erschreckend, das Leben als eine Sache vor, die rundum erlernt werden muß. Man kann es auch empirischer ausdrücken, zum Beispiel so: Zu wissen, wie man sich wann anzieht; wie man welches Besteck zu welcher Speise benutzt; wie viele Gläser auf dem Tisch pro Platz stehen müssen, wenn man selber einlädt. Wie man kondoliert, glückwünscht, grüßt und verabschiedet, wann mündlich und wann schriftlich, und wenn schriftlich auf welchem Briefpapier und innerhalb welcher Frist – dies alles und noch viel mehr muß und kann erlernt werden, wenn es um das Verhalten in den oberen Etagen des Sozialgefüges geht. Es sind Regeln für Aufsteiger in Wirtschaft, Politik und Medienwelt.

Und hier oben taucht dann eben doch der Adel wieder auf, einfach als Habitus einer europäischen Herrschaftsschicht, deren Alter, Exklusivität und internationale Verwandtschaft womöglich Unsterblichkeit garantieren. Ihr bekanntester deutschsprachiger Soziologe wurde seit 1939 Norbert Elias mit seinen Studien über das Benehmen beim französischen Hof und den „Prozeß der Zivilisation“; so der Titel seines Buches. Ihr momentan bekanntester Propagandist ist der äthiopische Prinz Asfa-Wossen Asserate, dessen – auf deutsch verfaßtes – Manierenbuch aus dem Jahr 2003 allein im deutschen Sprachraum hunderttausendfach verkauft wurde. Das Buch kam zur rechten Zeit, um den gleichfalls Hunderttausenden von Manager- und Lifestyleratgebern den nötigen adligen Stammbaum zu verschaffen.

Das Buch des Prinzen, der 1968 nach Deutschland kam, gehört in die Geldgesellschaft nicht nur aber auch deshalb, weil diese immer globaler agiert. Zwar nennt der Prinz seinen größten Konkurrenten Knigge an keiner Stelle beim Namen, aber dessen berühmte Feststellung teilt er vollauf: die Beobachtung nämlich, wonach keine Gesellschaft in ihren Einstellungen und Verhaltensweisen so zersplittert und vielfältig ist wie eben die deutsche. Das sogenannte Ausland ist viel einheitlich altmodischer als wir. Schon hört man, daß die Osterweiterung in Brüssel unter anderem deshalb begrüßt wird, weil die osteuropäischen Frauen sich angeblich gerne in den Mantel helfen lassen.... Auch wenn es nicht stimmt, ist das doch gut erfunden.

Der Eindruck wird aber bestätigt, wenn man das Wort „manners“, zu deutsch Manieren, beim englischen google aufruft. Nicht eine Million, nein fünf Millionen Einträge tauchen auf und sind offenbar nicht dem viel größeren englischsprachigen Raum zu verdanken, denn das Wort „politeness“, zu deutsch Höflichkeit, zeigt nämlich auch nur sechshunderttausend. Daß es im englischen Sprachraum altmodischer zugeht, mag auch der Begriff „Etiquette“ belegen, der mit neun Millionen zu Buche schlägt, und im Deutschen nur mit 450 000. Man muß nur den einen oder andern Link im englischen google aufrufen, um den sehr anderen Stil des Argumentierens zu erfassen. Zahlreiche Hinweise gelten hier Websites aus dem Geist des Commonwealth, die sich wirklich um einen common wealth, einen allgemeinen Reichtum an Manieren und den Respekt vor anderen Gesellschaften kümmern. Das ist die Website für Studenten, die im Ausland studieren oder eben für Handlungsreisende, die im Ausland Geschäfte tätigen wollen, und die alle hier nun genaue Handlungs- und Sprechvorschriften finden können, die sogenannten „Do’s and Dont’s“, zu deutsch sinnigerweise mit dem französischen „comme il faut“ zu übersetzen oder eben richtig mit: „Das was man tut und was man läßt“. Der Handel mit „Multikulti-Manieren“ gilt auch für Touristen, aber noch mehr in der Welt der Manager, denn wer kann schon in Japan, dem Ur-Land der Höflichkeit, Geschäfte machen, wenn er nicht weiß, was ein Lächeln bedeutet oder wie man eine Wohnung betritt.

Im Vergleich dazu wirkt die Auskunft des deutschen Wikipedia-Lexikons geradezu kindlich, nämlich in erster Linie angstbehebend und mitleidbefördernd. Der Leser soll vor den Zumutungen der großen fremden Welt mit ihren abschreckenden Differenzen und auch vor der Mühe des sozialen Rangkampfes geschützt werden. Lieber wird der Blick auf die sozial Schwächeren eingeübt. Tendenziell, meint der Autor in Wikipedia beruhigend, würden die Umgangsformen ohnehin lockerer und glichen sich auch international bis zu einem gewissen Grad an. Gleichzeitig bewirkten Erscheinungen wie Einwanderung oder höhere Arbeitslosigkeit neue Unterschiede. Dem Autor angeblich ungewohnte Fragen tauchen auf: soll man im Autobus aufstehen, wenn jemand wesentlich Älterer einsteigt, oder gar eine Frau? Soll man zu einem Bewerbungsgespräch in Schale erscheinen oder mit legerer Kleidung einen lockeren Eindruck hinterlassen? Sollte ich

ohne weiteres jemanden duzen? Zugegeben: Keine dieser Fragen hat etwas mit der Einwanderung zu tun oder mit den Arbeitslosen, aber sie stehen unvermittelt neben diesbezüglichen wie etwa: soll man Arbeitslose nach ihrem Befinden fragen? oder soll man auf muslimische Kleidung reagieren? und so fort.

Nicht der Prinz, wohl aber die Auskunft des deutschen Wikipedia steht in einer sehr deutschen, eher antihöfischen als antihöflichen Tradition. Fast zweihundert Jahre nach Knigge schließt Wikipedia an den fundamentalen Manierenverdruß der 1970er Jahre an. Tatsächlich ist für die Geschichte der deutschen Höflichkeit das Jahr 1970 ein ungemein vielsagendes Schlüsseljahr. Einerseits gab es damals das erste Manifest des sogenannten „Fachausschusses für Umgangsformen“, hinter dem sich der Deutsche Tanzschulverband verbarg. Tino Schneider, ein Tanzlehrer, hatte den Ausschuß 1956 ins Leben gerufen; es war eine Parallelaktion zwecks Verbesserung der deutschen Manieren pünktlich zum Erscheinen des damaligen Standardwerkes der berühmten Erika Pappritz, ihres Zeichens Protokollchefin unter Adenauer. Die Tanzschulen ihrerseits verbreiteten kleine Heftchen mit den nötigsten Informationen. Damals konnte man noch glauben oder jedenfalls schreiben, daß die Tanzstunde für junge Menschen „der erste Schauplatz für das Auftreten in einem größeren Kreise“ sei!

In diese Höflichkeitsszene hinein publizierten die linken Intellektuellen 1970 einen Sammelband unter dem Titel „Das Ende der Höflichkeit“. In der Einleitung hieß es ausdrücklich:

„Die Autoren dieses Buches haben ein gemeinsames Interesse. Sie wollen eine Problematik in die öffentliche Diskussion ziehen, die bisher von der pädagogisch-politischen Kritik weitgehend verschont wurde: die der Anstandserziehung, der Unterweisung in den Normen des guten Benehmens, der Initiation in die Rituale der Höflichkeit. Sie haben beobachtet, daß in diesem Bereich, weitab aller erziehungswissenschaftlichen Reflexion, reaktionäre Inhalte und Verhaltensmaßregeln ungestört weiter vermittelt werden. Sie haben festgestellt, daß die bürgerlichen Konventionen heute wie eh und je dazu dienen, denen, die sich ihnen unterwerfen, Interessen einzureden, die sie nicht haben, und denen, die davon profitieren, bei der Verschleierung ihrer Interessen behilflich zu sein.“

Gleich der erste Beitrag setzt mit der rhetorischen Frage ein, „ob es in einer Gesellschaft wie der unseren überhaupt sinnvoll sei, zum Anstand und zur Anständigkeit, zum sittsamen Benehmen und zum sittlichen Handeln zu erziehen.“ Nein, war die Antwort; vielmehr müsse es doch um die Aufdeckung der Unanständigkeit eben jener Gesellschaft gehen, die im gleichen Atemzug nach Anstand, Sauberkeit und Ordnung verlange, in dem sie Völkermord und Folter gutheiße.

Mit der Verschiebung von Höflichkeit zu Anstand hatten die Autoren in der Tat einen berüchtigten Schlüsselbegriff in der Hand. Man hätte an das hunderttausendfach verkaufte Pamphlet „Schafft anständige Kerle!“ aus dem Jahr 1939 erinnern können; aber man brauchte nur den Schreckensauspruch von Himmler zu zitieren, aus Posen 1943:

„Ein Grundsatz muss für den SS-Mann absolut gelten: ehrlich, anständig, treu und kameradschaftlich haben wir nur zu Angehörigen unseres eigenen Blutes zu sein und zu sonst niemandem. Wie es den Russen geht, wie es den Tschechen geht, ist mir total gleichgültig. Wir Deutsche, die wir als einzige auf der Welt eine anständige Einstellung zum Tier haben, werden ja auch zu diesen Menschentieren eine anständige Einstellung einnehmen, aber es ist ein Verbrechen gegen unser eigenes Blut, uns um sie Sorge zu machen.“ So also Himmler im Jahr 1943.

Natürlich wurde im empörten Sammelband von 1970 auch ein Stück Klassenkampf aufgeführt, wenn auch unter den bekannten deutschen Vorzeichen. Zum Schluß hörte es sich dann so an:

„Politisch kann man das meiste von dem, was hierzulande unter dem Titel Anstandserziehung angeboten wird, nur als Augenwischerei und Volksverdummung bezeichnen. In den Tanzstunden werden die Jugendlichen der Mittelschichten mit den Einschüchterungsritualen vertraut gemacht, die die Oberschichten für alle die bereithalten, die sich etwa anschicken wollen, es ihnen – wenigstens im äußeren Umgang – gleich zu tun.“

Dieser Meinung waren freilich längst nicht alle linken Denker und erst recht nicht die älteren Jahrgänge. Im selben Jahr 1970 bewunderte Jean Améry im Jahrbuch für kritische Aufklärung den Begriff der Toleranz in der revolutionären Tradition der Franzosen. Man habe ihn der Höflichkeit zugeordnet und diese wiederum ganz zum sozialen Alltag geschlagen. „Jedermann wurde zum >Herrn<, zum >Monsieur<“, schrieb Améry damals. „Umgangsformen, die vordem Identifikationsfaktoren der herrschenden Feudalklasse gewesen waren, wurden vom Volke übernommen. Ein ganzes kompliziertes Sozialritual hat sich aufgebaut, nach welchem die Hochachtung, die sich vordem nur die Klassengleichen erwiesen und mit dem sie sich gegen das Volk abgegrenzt hatten, nunmehr auch die niedrig Geborenen sich untereinander und sogar die Hohen den Niedrigen erwiesen.“

Jean Améry ließ sich ein Stück weit auf die Höflichkeitskritik der jungen Opposition ein. Er gestand ihr zu, daß die Übernahme von Zeichensystemen immer auch eine Übernahme von Normsystemen bedeutet. Aber, fuhr Améry fort, „dort, wo Umgangsformen die Toleranz einschließen – wenn beispielsweise ein Diskutierender seinen Partner, und sei es ganz rituell und gedankenlos, diesen der Achtung vor dessen Person und Meinung versichert –, wird ein Verhältnis hergestellt, das noch in der Verlogenheit ein, wenn auch nur winziges Quentchen jener Humanität bewahrt, die in der revolutionären Annahme bzw. Übernahme der Umgangsformen als universell sich setzte.“

Mit dieser Parteinahme für die Höflichkeit stellte sich Améry in eine Linie mit dem Begründer der Frankfurter Schule, Theodor W. Adorno. Schon 1951 hatte dieser in seiner Überlebensschrift *Minima moralia* ein Loblied der Höflichkeit angestimmt und deren Gegner geradezu grob abgekanzelt: „Hinter dem pseudodemokratischen Abbau von Formelwesen“, schrieb Adorno, „altmodischer Höflichkeit, nutzloser und nicht einmal zu Unrecht als Geschwätz verdächtiger Konversation, hinter der anscheinenden Erhellung und Durchsichtigkeit der menschlichen Beziehungen, die nichts Undefiniertes mehr zuläßt, meldet die nackte Rohheit sich an.“

Merkwürdigerweise konnte man diesen Einwand sowohl gegen die Zackigkeit der NS-Gesellschaft wie auch gegen den Enthüllungsfanatismus der psychoanalytischen Aufklärung, wie auch gegen die rabiate Funktionalität der aufkommenden Marktgesellschaft richten, die um 1950 beileibe noch nicht als „Soziale Marktwirtschaft“ eingerichtet war. Vielleicht war es also ein Zufall, daß die überragende Höflichkeitsgebärde des Jahres 1970, wenn nicht der Nachkriegszeit überhaupt, von einem sozialdemokratischen Kanzler ausgeführt wurde. Gemeint ist der zutiefst ergreifende Kniefall von Willy Brandt im Dezember 1970 vor dem Mahnmahl des Warschauer Ghettos. Die damalige kommunistische Presse erwähnte die Geste nur beiläufig, sie paßte nicht ins Bild der Propaganda.

Brandts Besuch war der erste eines deutschen Kanzlers nach dem Kriege. Es ging um das erste Tauwetter im Kalten Krieg, um Gewaltverzicht und Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze und um Versöhnung. Am 7. Dezember wurde alles im Warschauer Vertrag festgeschrieben; doch im

weltbekanntes Bild des Kniefalls wurde der symbolische Akt zu seinem Grundstein. Ein Berichterstatter kommentierte die Gebärde damals mit den Worten: „Dann kniet er, der das nicht nötig hat, für alle, die es nötig haben, aber nicht knien – weil sie es nicht wagen oder nicht können oder nicht wagen können.“ War es nun für die linken Zuschauer eine anständige Gebärde? Oder eine höfliche? Oder weder das eine noch das andere, sondern Ausdruck einer Emotion? In der Höflichkeitskritik der damaligen APO war so etwas nicht vorgesehen. Hier ging es nur darum, wie die Autoren sich ausdrückten, „die Texte der Anstandsbücher als ideologische Texte zu destruieren, sich in distanzierter und überlegter Anpassung und Provokation zu üben und Gegen-Kulturen zu entwickeln“.

Wie rabiät dieser Ansatz von 1970 war, wird noch deutlicher beim Blick auf die damalige Soziologie. Denn gerade ein Jahr nach dem markanten APO-Jahr 1968 war ja das Werk des Höflichkeitsforschers Norbert Elias über den Prozeß der Zivilisation erneut erschienen; nach dreißig Jahren in zweiter Auflage und nun mit einer langen Einleitung versehen. In dieser Einleitung verglich Elias die soziale Welt mit einer Welt des Tanzes, darin sich die Menschen in immer wieder neuen Formationen und Figurationen vergesellschafteten. Ausgerechnet der größte Feind der höflichkeitsunwilligen Linken, der Tanzlehrer, trat jetzt also auf die wissenschaftliche Bühne, und es blieb nicht nur bei Elias. Auch ein gelehriger, wenn auch widerspenstiger Schüler aus der verhassten deutschen Oberschicht gefiel sich in dieser Rolle. 1974 erschien eine zweibändige Arbeit des Prinzen Rudolf zur Lippe. Nach außen trug sie den marxistisch wirkenden Titel „Naturbeherrschung am Menschen“, innen entpuppte sie sich als verklärende Studie über den höfischen Tanz in der Renaissance. Was Elias an der Höflichkeit als zivilisierenden Akt empfand, nämlich vor allem körperliche Selbstbeherrschung, zeichnete sein Zeitgenosse, der Prinz, als anmutige Vergewaltigung. Die Soziologen als Tanzlehrer – nichts hätte die Szene der 68er stärker konterkarieren können als dieser Auftritt im Namen von Höflichkeit!

Bekanntlich haben die siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts die Tanzlehrer dann wieder vollständig zurückgedrängt. Mitte der achtziger Jahre stellte der „Fachausschuß für Umgangsformen“ seine Tätigkeit ein; Figuren wie Ulrike Meinhof und Andreas Baader beherrschten im politischen Deutschland die Szene und mit ihnen Gesten von äußerster Brutalität, auch auf Regierungsseite. Brutal konnte auch der Bruch mit den Erscheinungsformen wirken, die ungewaschenen Haare, die immer schwarzen, nicht selten verschwitzten und verfleckten Klamotten. Joschka Fischers Turnschuhe wurden legendär. Daß sie jemals zum Symbol seines Rennens um die Macht werden könnten, ahnte damals wohl niemand aus der Ferne. Ob es eine reinigende, modernisierende, längst fällige und dringend nötige Brutalität war, hat die Geschichtsschreibung noch nicht entschieden. Die Herausgeber des Bandes über „Das „Ende der Höflichkeit“ hatten jedenfalls eine Art Rechtfertigung geliefert.

Das hieß nun aber nicht unbedingt, daß die Linken jeden Sinn für ein Regelverhalten mit ästhetischer Potenz verloren hätten. Eine These dazu könnte lauten: Dieser Sinn verschob sich, der Ideologie entsprechend, in eine sozialere, zugleich verspieltere Ebene. Oder besser: auf ein wirkliches Feld, nämlich das Fußballfeld. Aber die These stimmt offenbar nicht; der Chronist dieser bundesdeutschen Sportgeschichte, Helmut Böttiger, hat es bald nach dem Ende der alten BRD registriert. Auch dem deutschen Fußball schlug nämlich im Schlüsseljahr 1970 eine böse ideologische Stunde. Eine der vielen politisch korrekten Dissertationen von damals stellte ausgerechnet diesen beliebtesten aller Volkssporte im Sinne des Prinzen zur Lippe als Unterdrückungsmaschine vor, als eine andere Art von „Naturbeherrschung am Menschen“. „Auch von der

Bewußtseinsinstanz der Spieler“, hieß es nun, „wird die Verwandlung in einen technischen Apparat verlangt. Den Tausenden auf den Rängen liefern hier 22 Athleten genormte Verrichtungen, die denen während des Arbeitsvollzuges gleichen. Die inhaltlichen Differenzen gegenüber der Arbeit sind dabei unwesentlich.“

Böttiger notierte dies im Rückblick 1993 mit Hohn in der Stimme. Die Wahrheit habe ganz anders ausgesehen. „Man konnte Anfang der Siebziger fast von einer Fußball-Bewegung sprechen“, schrieb er, „so wie man kurz zuvor von einer Studenten-Bewegung gesprochen hatte. Das Feld der Betätigung verlagerte sich zusehends von der Politik in die Ästhetik... Eine große Versöhnung schien möglich, eine gemeinsame Aktion aller gesellschaftlichen Interessengruppen im Dienst einer guten Sache. Es war die Zeit, in welcher der beste deutsche Fußball aller Zeiten gespielt wurde...“

Wie dem auch sei: Die ungeheure Karriere des Fußballs in Zeiten von Fernsehen und Internet konnte man damals noch nicht wirklich voraussehen. Seine Rolle als gigantischer Bildspender im doppelten und dreifachen Sinne vielleicht schon eher; schließlich gab es auch vom legendären Weltsieg in Bern 1954 schon Filmaufnahmen.

Die telegene Verwendbarkeit von Fußball, wie von Sport überhaupt, und schließlich auch von allen Publikumssendungen im Fernsehen stammt aus einer einfachen Überlegung. Die Soziologie hat sie entdeckt und analysiert. Wenn der Zuschauer nicht nur eine Aufführung im Bild sieht, sondern darin auch andere Zuschauer, die diese Aufführung betrachten und emotional kommentieren, kann er sich unmittelbar mit diesen Zuschauern identifizieren. Beide Gruppen zusammen bilden die riesige Empfänger-Kohorte der visuellen Botschaft und verstärken sich gegenseitig emotional. Denn eben jene Zuschauer, die wirklich im Stadion sitzen, wissen ja ihrerseits meistens, daß man sie weltweit erblicken könnte.

Die Konstellation der dreifachen Massen-Betrachtung – einmal vom unmittelbar anwesenden Publikum, dann aber sekundär auch von der massenhaften Gesellschaft der Fernsehzuschauer, und drittens von der Weltzielgesellschaft der Werbefirmen – dieser massive Ruck in die Welt der visuellen Medien hat den Fußball vollständig aus dem Horizont der Arbeit in den des bühnenreifen Auftritts, der ästhetischen Performanz gerückt, hat ihn gewissermaßen zum Fest der demokratischen Weltgesellschaft erhoben.

Und damit ein erhebliches Stück weiter in Richtung Höflichkeit gedrängt! Denn ist nicht der Fußball im volkstümlichen Bewußtsein inzwischen so etwas wie der Tanz einstmals im gehobenen? Ist nicht jedes Spiel um den Ball ein Abglanz jenes „Balls“, mit dem die gehobene Gesellschaft ihre Haltung, ihr körperliches Können, ihr Zusammenspiel auf körperästhetischer Ebene zeigt?

Man kann diese Assoziation übertrieben finden. Schließlich ist der Fußball, was immer seine männlichen Fans über ihn sagen, eine ausgesprochen harte Duell-Situation, ein brüllender Kampf um Sieg und Niederlage. Hingegen der Tanz seine Nähe zur sportlichen Kraftentfaltung lieber verschweigt und verschweigen muß, denn im höfischen Sinne darf nichts mühevoll wirken, darf keine Anstrengung auftreten, sind Schweiß und natürlich erst recht Foulgebärden strengstens verboten.

Tatsächlich dient höfliche Zurschaustellung im Tanz, in der Kleidung, in der Haltung, in der Aussprache und so fort keineswegs nur einem ästhetischen Vergnügen nach außen, sondern immer auch jener „latenten Feindseligkeit“, die Georg Simmel einmal überrascht im menschlichen Umgang ganz generell festgestellt hat. Elias hat es für die Hofgesellschaft beobachtet,

Knigge auch für die bürgerliche, und Pierre Bourdieu zeichnete in der Zeit der Studentenrevolte das gesellige Verhalten keineswegs als Tanz, sondern im Gegenteil als Kampf um die feinen Unterschiede, also auch hier: als erbittertes fortwährendes Konkurrenzgebaren.

So muß man die Sache aber nicht unbedingt sehen. Weder Sport noch Tanz noch Konkurrenzgebaren und erst recht nicht ideologische Verdächtigungen haben etwa die amerikanische Höflichkeitsdiskussion des vergangenen Jahrhunderts beherrscht. Hier gab es eben nicht fünf Jahrhunderte Hofleben und viele Revolutionen dagegen, hier gab es das Manifest von George Washington, der sich vom europäischen Bewußtsein abholte, was er für sein Land für richtig hielt. Die berühmten „Rules of Courtesy“, Höflichkeitsregeln von 1745, beginnen mit dem Satz: „Jede Handlung in Gesellschaft Anderer sollte mit einem Zeichen von Respekt gegenüber den Anwesenden ausgeführt werden.“ Und sie enden mit der Regel 110: „Erhalte mit aller Kraft jenes kleine Fünkchen des himmlischen Feuers in Deinem Herzen, das wir Gewissen nennen.“

Washingtons Regeln sind noch in einem amerikanischen Etikettebuch von 1967 vollständig abgedruckt. Sie bilden im Kern eine genuin bürgerliche Anstandslehre, welche die amerikanische Soziologie bis heute modelliert. So inspirierte sich der Soziologe Erving Goffman um 1960 am maßgeblichen amerikanischen Etikettebuch, dem „Blaubuch des guten Benehmens“, erschienen zuerst 1922, um es umzudeuten. In einer psychiatrischen Klinik entwickelte Goffman das Schema des höflichen Austauschs, bei dem jeder Gesprächs- und Handlungspartner dem andern das „Gesicht wahren“ hilft, dem andern die Scham erspart und einen originären Respekt vor ihm ausdrückt. Nach Goffmans Eindruck verhielten sich nach dieser Devise nicht nur die Pfleger und Ärzte im Hospital, sondern auch die Geisteskranken untereinander.

Erving Goffmans Bücher erschienen in Deutschland mit Beginn der siebziger Jahre, parallel zu den Büchern von Bourdieu und Elias. Angeregt hat er in den USA eine Forschungsrichtung, die sich mit den globalen Sprachformen des höflichen Verkehrs befaßte. Man fand heraus, daß der höfliche Umgang von weltweit gleichförmigen Sprechakten bestritten wird. Bitte, Danke, Entschuldigung heißen die wichtigsten.

Was heißt das aber nun? Auf den ersten Blick könnte man denken, daß Höflichkeit als Respekt vor andern nicht eigens erlernt werden muß, sondern schon sprachlich gegeben ist. Nichts falscher als dies, wie wir wissen. Denn es mag zwar die Wörter geben, aber niemand müßte sie sprechen. Und überhaupt haben sich die Höflichkeitsfronten verändert. Soeben erschien ein Buch des amerikanischen Soziologen Richard Sennett über das Thema „Respekt in einer Welt der Ungleichheit“ – und es kritisiert die Tatsache, daß Menschen, die von der Fürsorge leben, damit gleichzeitig beschämt werden. Auch Sennett hat keinen wirklichen Vorschlag zur Abhilfe. Aber sein Buch erinnert daran, daß die fiktive Gleichbehandlung in der höflichen Gebärde längst unterspült ist von realer Ungleichheit auf allen möglichen Seiten. Man muß nicht auf die dramatische Soziologie der Lagerwelt des letzten Jahrhunderts zurückgreifen oder auf den Traktat zur menschlichen Würde, den der israelische Philosoph Avishai Margalit vorgelegt hat.

Es genügt schon, an die täglich tiefer aufbrechenden Gräben zwischen arbeitender und arbeitsloser Bevölkerung zu erinnern, und an die täglichen Flüchtlingsströme aus und in der Dritten Welt. Wieder könnte man mit den Autoren von 1970 von einem „Ende der Höflichkeit“ sprechen; denn in all diesen Fällen sind Kämpfe vorherzusehen, viel weniger Kämpfe um Anerkennung als Kämpfe um Ressourcen – eben ganz reale Kämpfe und nicht mehr Tänze. So gesehen wäre die Wiederkehr der Höflichkeit in prinzipialen und bürgerlichen Traktaten womöglich doch nur die Fluchtbewegung einer Elite aus der globalen Misere der meisten.

Was die Lehrergeneration der 68er, die großen Weisen Adorno, Amery, aber auch Max Frisch damals von der Höflichkeit erhofften, hat die Geschichte ganz offenbar verschüttet. Weder die Welt der Computerspiele noch die des Turbokapitalismus noch die der europäischen Rankämpfe noch die Struktur unserer Medienwelt bieten ihr noch eine Atmosphäre – und befehlen kann man sie nicht. Rührende Plädoyers, wie sie unlängst der Germanist Neumann aussprach, mögen ein Stück weit den Ton befördern, wirken aber doch wie ein Blumenstrauß auf der Autobahn. „Gesten der Höflichkeit sind keine Aussagen, sie sind keine Handlungen, und sie sind auch keine Symbole. Aber sie öffnen die Szene für eine immer noch mögliche Utopie der Menschlichkeit.“